MFA Mikrofilmarchiv der deutschsprachigen Presse e.V.

Westfälische Tageszeitung

Der Westfale

Hauptgeschäftsstelle, Schriftleitung und Druckerei: Bispinghof 12a. Fernruf 105 und 1426. Drahtanschrift: Tageszeitung, Münsterwestf. Berliner Schriftleitung: Berlin S. W. 61, Blücherstraße 7 II, Fernruf: Moritzplatz 4147.

Westfälische Handelszeitung. Einzelnummer 25 Pf.

Monats-Bezugspreis: Durch Boten frei in Haus gebracht oder durch die Post Mk. 5.—. — **Anzeigenpreis:** Ein Millimeter Höhe einspaltig im örtlichen Verkehr 40 Pfg., Bank-, behördliche und auswärtige Anzeigen 50 Pfg., Reklamen 250 Pfg. — Bei Platzvorschrift 10 Prozent Aufschlag. — Bei Konkursen oder gerichtlicher Eintreibung fällt Rabatt fort. — Erfüllungsort Münster i. W.

Nr. 58 | **Münster i. W. Montag, den 28. Februar** | **Jahrgang 1921**

Fest bleiben!

Die Abreise der deutschen Delegation

Berlin, 27. Februar. (Eig. Drahtber.)

Ein trüber und kalter Vormittag! Auf dem Querbahnsteig des Potsdamer Bahnhofs sammelt sich allmählich eine große Menge an, die der deutschen Delegation auf ihrer Reise nach London noch die heißen Segenswünsche übermitteln will. Es ist ¾12 Uhr durch. Um 12 Uhr sollte der Zug gehen, der Deutschlands Schicksal mit sich führt. Auf dem ehemaligen Hofbahnsteig, der durch Schutzpolizeibeamte abgesperrt ist, wandeln die deutschen Sachverständigen neben dem aus vier Wagen bestehenden Sonderzug auf und ab, umgeben von ihren Angehörigen und „beäugt" von Pressevertretern und Photographen. Ueberall stößt man auf ernste Gesichter. Jeder ist sich bewußt, welch schicksalsschwerer Stunde Deutschland entgegengeht und in jeder Miene liest man: Gibt es noch eine Hoffnung?

Der Reisemarschall weist jetzt den nach London reisenden Herren ihre Plätze im Salonzug an. Alles konzentriert sich nun auf den ersten Wagen, denn in diesem soll der Minister des Aeußern, Dr. Simons, fahren. Punkt ¾12 Uhr erscheint Dr. Simons und wenige Minuten darauf der Reichskanzler Fehrenbach, der General von Seeckt und der Vizekanzler Dr. Heinze. Dr. Simons, der sehr abgespannt aussieht, — ich hörte im Gespräch zwischen dem Reichskanzler und einem anderen Herrn, daß der Außenminister bis in die frühen Morgenstunden noch gearbeitet hätte — besteigt dann den Salonwagen, kommt jedoch sofort wieder auf den Bahnsteig und unterhält sich mit dem Reichskanzler. Jetzt ist der Augenblick für unsere Photographen gekommen. Wie auf ein Kommando erheben sich fünf photographische Apparate und geduldig halten die beteiligten Herren still.

Dr. Simons wandert mit Fehrenbach und verschiedenen anderen Herren im ernsten Gespräch auf und ab. Es ertönt das „Platznehmen" des Zugführers. — Es ist eine Minute vor 12 Uhr. Zunächst begibt sich der Außenminister in sein Abteil und gewährt nochmals den Photographen aus dem Fenster heraus eine „Sitzung". Exzellenz v. Seeckt und die übrigen Herren der Delegation haben inzwischen auch im Zuge Platz genommen. Punkt 12 Uhr setzt sich der Zug in Bewegung.

Da ertönt aus dem Hintergrunde eine feste Stimme, sie ruft: „Fest bleiben!" Und über den ganzen Bahnsteig schallt es: Festhalten! Festhalten! Dr. Simons lächelt noch und der erste Wagen ist aus der Halle.

Im dritten Wagen lehnt eine lange hagere Gestalt am Fenster. Ich glaube, es ist Graf Bernstorff! Und eine bange Sorge kommt mir jetzt auch: Wird nicht dieser Mann, der dem größten Teil unseres Volkes den „Wilsonglauben" beibrachte, umfallen, wenn es heißt, den Verhandlungsgegnern ein klares „Nein" entgegenzuschleudern?

Wie ein uns vorliegender Wolff-Bericht besagt, ist in der Zusammensetzung der Delegation keine Aenderung eingetreten, so daß anzunehmen wäre, daß ein Graf Bernstorff ihr in keinerlei Auftrag angehört.

Bald ist der kurze Zug, der Deutschlands Schicksal mit sich führt, den Augen entschwunden. Alle auf dem Bahnsteig Anwesenden begeben sich nach Hause, bangen Herzens, was die nächsten Tage schon bringen werden. Hoffen wir, daß Dr. Simons sein im Reichstage und vor dem Reichswirtschaftsrat gegebenes Wort: Unsinnige Forderungen der Gegner nicht anzunehmen, erfüllen wird. Dies ist unsere einzige Hoffnung, denn wir können ja zur Stunde nichts anderes als hoffen. Ims.

Die Orient-Konferenz

London und die armenische Frage

wtb. **London,** 26. Februar.

Das offizielle Kommuniqué über die Sitzung der Konferenz, die am Nachmittag unter Vorsitz Lord Curzons im Foreign office stattfand, besagt:

Bezüglich Armeniens wies Curzon darauf hin, daß die Mächte nicht im geringsten die Absicht hätten, die Verpflichtung außer acht zu lassen, einen einigen und lebensfähigen Staat Armenien zu schaffen. Im Interesse der Türkei und Armeniens sei es von Wichtigkeit, eine von allen Parteien gut geheißene Grenze festzusetzen, durch die Armenien die ihm jüngst genommenen Gebiete zurückgegeben würden und seine nationale Existenz gesichert werde. Die Konferenz beschloß, dem Obersten Rat Vorschläge über mögliche Abänderungen der Bestimmungen des Friedensvertrages von Sèvres, soweit sie Kurdistan und Armenien betreffen und mit Rücksicht auf die jüngsten Ereignisse wünschenswert sind, vorzulegen.

tu. **London,** 27. Februar.

Die türkischen Delegierten haben gestern vormittag mit der französischen Delegation im Hotel Hydepark über folgende Punkte beraten: Einstellung der Feindseligkeiten, Festsetzung der Südgrenze von Syrien, Austausch der Gefangenen und wirtschaftlichen Fragen. Um 11,30 Uhr begaben sich die türkischen Delegierten nach dem Foreign office, wo die armenische Frage und einige andere auf den Vertrag bezügliche Angelegenheiten besprochen worden sind.

Gestern morgen fand eine Kundgebung statt, die nach außen hin als ein Zeichen der „vollen Harmonie" unter den Alliierten wirken soll. Der Militärgouverneur von London hat persönlich den General Gouraut abgeholt, um einer Revue der königlichen Garde vor dem Buckinghampalast beizuwohnen. Marschall Foch hat telegraphiert, daß er heute vormittag um 11 Uhr in London eintreffen und sich sofort im Auto nach der Residenz Lloyd Georges begeben wird.

Tiflis in der Hand der Bolschewisten

wtb. **Neuyork,** 27. Februar.

Nach einer Meldung der „Associated Preß" aus Konstantinopel vom 26. Februar soll Tiflis am Freitag eingenommen und geplündert worden sein.

Damit wäre der Widerstand der Georgier gegenüber den Bolschewisten nutzlos gewesen.

Italiens Sonderwunsch

Rom, 27. Februar.

Die italienische Presse bespricht die Frage der deutschen Gegenvorschläge. „Tempo" befürchtet, diese würden nicht derart sein, daß man eine Verständigung erreichen könne, und es werde nichts übrig bleiben als das Diktat. „Messaggero" prüft die Frage der Reparationen vom italienischen Gesichtspunkte aus und bemerkt, die Einfuhr deutscher Fabrikate würde der italienischen einheimischen Industrie einen großen Schaden zufügen, vor allem der chemischen und der Schwerindustrie. Um diese Gefahr zu vermeiden, schlägt das Blatt vor, Italien solle nur Gold oder für den internationalen Verkehr brauchbare Devisen annehmen und darauf bestehen, daß die deutschen Zahlungen soweit wie möglich in dieser Art geleistet werden. Da es trotzdem unmöglich sein werde, nur Devisen zu bekommen, sollten Rohstoffe in Betracht kommen; auch halbfertige und fertige Erzeugnisse könnten angenommen werden, aber nur in vorherigem Einvernehmen mit den italienischen Industrien.

Die Sanktionen

Die beschleunigte Reise Fochs nach London zu einer Sondervorbesprechung mit Lloyd George und Briand im Beisein des englischen Marschalls Wilson hat den Zweck, die deutsche Oeffentlichkeit und Regierung in letzter Stunde nochmals mit der Drohung der „Sanktionen" einzuschüchtern. Das Ereignis das die Sensation des Tages für die Pariser und Londoner Presse bildet, hat selbstverständlich auch zu einer Neuauflage der Erörterung der vermutlichen Strafmaßnahmen im Falle eines negativen Ausgangs der Londoner Verhandlungen geführt. Hervorstechend, daß man von einer militärischen Besetzung des Ruhrgebiets offenbar nicht mehr begeistert ist und nun neben den Plänen auf Errichtung einer Zollgrenze längs des Rheins unter gleichzeitiger Uebernahme der linksrheinischen Eisenbahnverwaltung und entsprechender Einflußnahme auf die dortige Industrie von einem militärischen Vorgehen über Frankfurt—Bayreuth spricht. Man glaubt dadurch, wie z. B. die „Chicago Tribune" ausführt, einerseits die französischen Truppen mit der Tschecho-Slowakei in direkter Verbindung zu bringen, andererseits Bayern vom Reiche vollständig abzutrennen. Dem „Petit Parisien" zufolge sei die französische Regierung nicht geneigt, wirtschaftliche Strafmaßnahmen in Anwendung zu bringen, sondern sie bestehen darauf, daß die militärischen verwirklicht würden. Warten wir ab!

Könnte England die Pariser Forderungen erfüllen?

Zu den in Paris beschlossenen Reparationsforderungen schreibt die „Baseler Nationalzeitung" in ihrem Handelsteil: Man wird sich klar sein müssen, daß Deutschland die ihm zugemuteten Verpflichtungen nicht erfüllen kann; aber wenn es diese Verpflichtungen erfüllen könnte, so wäre dies nur auf der Grundlage des vollständigen Ruins der anderen Staaten möglich. Dann müßten die englischen und die amerikanischen Exporteure ihre Kundenkreise an Deutschland völlig abgeben. England, dessen Verhältnisse ungleich günstiger als die deutschen sind, England mit seinen reichen Kolonien und seiner mächtigen Handelsflotte kommt heute auf einen Ausfuhrwert von 26 Milliarden Goldmark. Wenn es eine zwölfprozentige Ausfuhrtaxe entrichten und dazu noch 2000—6000 Millionen Goldmark jährlich bezahlen sollte, wäre es sofort bankrott. Seine Industrie würde zu teuer arbeiten, als daß sie noch weiter ausführen könnte. Man frage die englischen Sachverständigen, ob sie für England die Bedingungen übernehmen könnten, die das Pariser Abkommen für Deutschland fixiert. Man darf gewiß sein, daß kein ernstlicher Kenner sich finden wird, der glaubt, England könne sie erfüllen. Was aber dem reichen England mit seinen Kolonien und seiner Flotte unmöglich ist, kann das verarmte Deutschland noch viel weniger leisten.

Die Anschlußfrage

tu. **Wien,** 27. Februar.

Im Hinblick auf die geringe Aussicht, daß die Alliierten Oesterreich noch rechtzeitig eine ausreichende Kredithilfe zuteil werden lassen, hat in großdeutschen Kreisen der Gedanke Raum gewonnen, nunmehr mit einer verschärften Aktion für den Anschluß einzusetzen. In großdeutschen Abgeordnetenkreisen erwägt man, wie das „Neue Achtuhrblatt" meldet, den Gedanken, zunächst von der Regierung zu verlangen, daß sie binnen kurzer Frist die Vollzugsanweisung zum Beschluß der Nationalversammlung über die Volksabstimmung betr. den Anschluß an das Deutsche Reich erlasse. Von dem Verhalten der Regierung wollen die Großdeutschen auch ihre Taktik in der am 1. März beginnenden Frühjahrstagung des Nationalrates abhängig machen.

Zur inneren Lage Deutschlands

Elberfeld, 27. Febrar.

Die Frage der Regierungsbildung in Preußen steht im Vordergrund der politischen Dinge in Deutschland, soweit nicht die bevorstehenden Verhandlungen in London sie von der ersten Stelle verdrängen. Es handelt sich in Preußen um ein schwieriges Problem, von dessen Lösung die fernere politische Entwicklung in ganz Deutschland in hohem Maße abhängig ist. Daß die Mehrheitssozialdemokratie nur widerwillig aus der überragenden Machtstellung scheidet, die ihr seit der Revolution in Preußen beschieden war, ist begreiflich. „Haben wir erst Preußen, so haben wir alles". Dieses viel zitierte sozialdemokratische Wort zeigt, daß man innerhalb der sozialistischen Kreise die Rolle des preußischen Staates in Deutschland genau so hoch bewertet, wie auf konservativer Seite. Bismarck, der die Notwendigkeit einer preußischen Führung in Deutschland zuerst erkannte und eine solche Führung sicherstellte, hat eben auch für sozialistische Kreise nicht vergeblich gelebt. Man weiß heute allgemein, daß die politische Weltanschauung, die Preußen regiert, maßgebenden Einfluß auf das Schicksal des Gesamtdeutschtums auswirken wird.

Die Mehrheitssozialdemokraten haben sich mehr als zwei Jahre lang in dem angenehmen Machtbewußtsein gewiegt, in dem ihnen ehemals so über alle Maßen verhaßt gewesenen preußischen Verwaltungsapparat tun zu dürfen, was ihnen beliebte. Weder Demokratie noch selbst das Zentrum haben während dieser Zeit gewagt, ihnen ernstlichen Widerstand zu leisten. Im Gegenteil, mit erstaunlicher Wandlungsfähigkeit hat das Zentrum ganz vergessen, daß es vor nicht zu langer Zeit Bestandteil des schwarzblauen Blocks gewesen ist, und daß seine gesamte Weltanschauung sich mit dem Vorhandensein eines preußischen Kultusministers Hänisch vereinen läßt wie Feuer mit Wasser. An dem Schicksal Groß-Berlins, dessen Schulkinder demnächst, ohne daß die preußische Regierung etwas dagegen einzuwenden hat, einem phantastischen Weltverbesserer und gefährlichen Ideologen anvertraut sein werden, erkennt man so recht, wie wenig Wert das demokratisch gewordene Zentrum heute noch auf die Wahrung der kulturellen Güter und religiösen Geschlossenheit legt, die Dinge, die einstmals im Mittelpunkt aller Kämpfe der Zentrumspartei standen. Man wird ja in den führenden Kreisen dieser Partei entrüstet den Vorwurf zurückweisen, daß die Fahne der alten Kulturanschauungen schmählich von ihr verraten worden sei. Demgegenüber braucht man nur zu sagen, daß jede Regierung, die es vor 10 Jahren gewagt hätte, einen Herrn Paulsen als Oberstadtschulrat von Berlin zu bestätigen, dies nur hätte tun können in dem Bewußtsein, in der Zetrumspartei von da an den Todfeind sehen zu müssen. Heute dagegen hält das Zentrum, indem es sich als Regierungspartei betätigt, demselben Herrn Hänisch den Steigbügel, dessen ganzes Wirken auf kulturellem Gebiet durchaus zersetzend wirkt und der dem Ostjuden Parvus öffentlich eine Sondermoral zubilligt, die dem Zentrum von früher ein Greuel gewesen wäre. Es sind seit Jahr und Tag nur noch evangelische Kreise, die für die religiösen Werte in Preußen gegen die preußische Regierung kämpfen, während die gleichgestimmten katholischen Kreise vom Zentrum planmäßig abgehalten werden, so offen und energisch vorzugehen, wie es notwendig wäre. Der Politik zuliebe! Die Politik hat eben schon oft den Charakter verdorben. Leider haben alle Bemühungen einsichtiger katholischer Männer, die alten, im besten Sinne konservativen Ideale des Zentrums wieder zu Geltung zu bringen, sei es innerhalb der Partei, sei es durch Beeinflussung von außen her, irgendeinen beachtenswerten Erfolg bisher nicht gezeitigt. Die gar nicht in die Wagschale fallenden Wahlziffern der Christlichen Volkspartei zeigen das besonders deutlich.

Immerhin mag man auf seiten des Zentrums doch erkennen, daß die bisherige Politik schwere Gefahren in sich birgt. Sicher ist, daß viele ehemalige Zentrumswähler in der Landwirtschaft und im Mittelpunkt, ohne jede Hoffnung, das Zentrum selbst in ihrem Sinne beeinflussen zu können, die Fahnen dieser Partei verlassen zu haben. Es ist deshalb begreiflich, daß das Zentrum die Fortführung der bisherigen Koalition in Preußen nicht wünscht. Es empfindet selbst, daß die Gesellschaft, in der es sich da befindet, doch etwas zu einseitig orientiert ist.

So befindet sich die Mehrheitssozialdemokratie in einer recht peinlichen Lage. Sie möchte am liebsten die bisherige Koalition fortsetzen, was technisch ja auch möglich wäre, was aber unmöglich ist, wenn eine der verbündeten Parteien nicht will. Wir glauben zu wissen, daß die Sozialdemokratie sogar recht bedeutende Opfer zu bringen bereit wäre, wenn dafür die Parteikonstellation die alte bleibt. Sie ist sogar nicht abgeneigt, das Präsidium im Kabinett und das Portefeuille des Kultusministers zu opfern. Gerade die letztere Konzession beweist, wie wichtig der Mehrheitssozialdemokratie die alte Koalition ist, denn sie soll natürlich dem Zentrum Anregung sein, auf die sozialdemokratischen Pläne einzugehen. Vorläufig ist man aber weder bei den Demokraten, die allmählich über die betrüblichen Folgen ihrer Politik zu erkennen beginnen, noch beim Zentrum geneigt, die bisherige Koalition zu erneuern.

Inwieweit die Pläne gelingen werden, ein Kartell von Stresemann bis Scheidemann gleichmäßig für Preußen wie für das Reich zu bilden, steht nach wie vor dahin. So wenig wir die taktischen Bequemlichkeiten eines solchen Kartells und die Notwendigkeit einer einheitlichen Politik im Reich und in Preußen verkennen, so lebhaft würden wir eine solche Lösung beklagen. Für uns ist eben — das wissen unsere Leser und das erklärt unsere parteipolitisch ganz unabhängige Stellung zu diesen Dingen — die Wiederaufrichtung und Gesundung des nationalen

MFA Mikrofilmarchiv der deutschsprachigen Presse e.V.

Gedankens die weitaus vornehmste Aufgabe des Deutschtums. Unsere politische Entwicklung hat leider dazu geführt, daß schon vor dem Kriege nicht ausgesprochene nationale Ideale die Mehrheit des Volkes um ihre Fahnen zu sammeln vermochten und daß der nationale Gedanke, wie wir ihn auffassen und wie er die Politik anderer Völker maßgebend beherrscht, schon damals nur von den Schichten vertreten wurde, die heute in der Deutschnationalen Volkspartei und in der Deutschen Volkspartei organisiert sind. Wir verkennen nicht die Anschauungsunterschiede zwischen diesen beiden Parteien. Aber da wir glauben, daß keine große Nation ohne einen mächtig sich auswirkenden völkischen Gedanken zu Macht und Ansehen gelangen kann, und da wir jede Schwächung der Stoßkraft des ohnehin zu schwachen nationalen Gedankens in Deutschland als das weitaus größte Unheil ansehen, müssen wir jede Parteikonstellation beklagen, die die national zuverlässigen Schichten des Volkes in erbitterte Fehde gegeneinander bringt. Das können wir uns in Deutschland einfach nicht leisten, und wie wenig man uns jetzt in den parteipolitisch gebundenen Kreisen beider Parteien zustimmen mag, so sicher sind wir, daß unsere immer wiederholte Unterstreichung der nationalen Notwendigkeiten vor der Geschichte des Deutschtums später einmal völlig gerechtfertigt dastehen wird.

Dieser Tage haben wir Gelegenheit gehabt, den Forstrat Escherich über seine Organisation und über sich sprechen zu hören. Es war uns das eine nationale Feierstunde. Aus diesem Manne sprach die nationale Tat. Ja, er ist selbst die Tat. An der höchst einfachen und logischen Art, wie Escherich spricht und handelt, können unsere parlamentarischen Führer viel lernen. Mit einer ganz ähnlichen Offenheit, wie sie die diplomatischen Gegenspieler Bismarcks so oft verblüfft hat, sagt dieser bayrische Landeshauptmann, was ist und was er will. Die Lebensnotwendigkeiten der Deutschen sind ihm alles. Keine diplomatische oder taktische Erwägung kann ihn veranlassen, diese Lebensnotwendigkeiten aus dem Auge zu verlieren. Was mit ihnen im Widerspruche steht, tut er nicht; was von ihnen verlangt wird, tut er, koste es auch schwere Kämpfe — seinen eigenen Kopf. So loben wir uns den Politiker. Er vergißt eben über der politischen Taktik nicht, daß die Politik nur dem Gemeinwohl dienen soll.

Wer Escherich gehört hat, der weiß, daß er und seine Organisation jedenfalls zu den „phantastische" Leuten nicht gehören, vor deren Putschabsichten die „Deutsche Allgemeine Zeitung" und nach ihr der Minister Simons dieser Tage warnen zu sollen glaubten. Was diese Warnung überhaupt bedeuten sollte, mag dahingestellt bleiben. Daß die „Deutsche Allgemeine Zeitung" wirklich ernstlich an einen Putsch von rechts, etwa von Kapitän Ehrhardts Seite her, glaubt, nehmen wir nicht an. So mag diese ganz auffällige Zeitungsnotiz wohl nur dazu bestimmt sein, in London gewisse Wirkungen auszuüben, in der Richtung, daß es vielleicht doch besser sei, wenn die Entente den Bogen nicht zu sehr überspanne.

Was aus den Londoner Tagen kommen wird, läßt sich nicht ahnen. Die allgemeine politische Entwicklung in der Welt verläuft so, daß wir keinen Anlaß haben, uns darüber zu beklagen, wenn es auch schwer ist, die Wege zu finden, auf denen wir für Deutschland Vorteil aus ihr ziehen können. Das japanisch-amerikanisch-englische Problem nimmt hinter den Kulissen der Weltpolitik täglich neue Gestaltung an. Der amerikanischen Politik sind seit ihrem Feldzuge nach Frankreich die Wege zur Rückkehr auf Monroe gänzlich verrammelt. Sie ist tief in die gesamte Weltpolitik verstrickt. Und wenn man erwägt, daß heute schon Bundnisplane zwischen dem eigentlich doch britischen Australien und der amerikanischen Union, gemeinsame Flottenoperationen im Stillen Ozean gegen Japan (England) erwogen werden, so sieht man, daß es mit dem völkerbeglückenden Weltfrieden vorläufig wohl noch nicht viel werden wird, daß vielmehr die ganz großen Seekriege vermutlich erst noch bevorstehen. Sicher ist, daß eine Auswirkung dieser Dinge für uns günstig ist. Amerika will mit dem Vertrag von Versailles nicht in dem Sinne zu tun haben, wie ihn Frankreich und England hineinlegen. Sein Verlangen nach gleichem Recht aller Mandatsmächte in den Mandatsgebieten ist eine schroffe Absage an die britisch-französische Politik.

Das deutsche Volk wird hoffentlich aus der weltpolitischen Entwicklung, wie wir sie jetzt erleben und wie sie uns in wachsendem Tempo zu erleben beschieden sein wird, die Erkenntnis schöpfen, daß seine Rolle keineswegs ausgespielt sein muß, wenn es selbst will, daß sie nicht ausgespielt ist. Allerdings in dem Zustand der geistigen Verarmung, mit geistigen Führern wie von Gerlach, Förster, Hermann Müller, Scheidemann und andere mehr ist die Rolle, die uns von den Versailler Fesseln freimachen könnte, nicht zu spielen. So sind wir wertlos für alle.

Mit einem Geist der Wehrhaftigkeit aber spielen wir eine Rolle, selbst, wenn uns die Wehrhaftigkeit selbst noch fehlt. Warum — um nur ein Beispiel zu nennen — sollte es nicht einmal ein Zukunftsinteresse Englands sein, Frankreichs Hände in Europa gebunden zu wissen? Das wäre das Interesse an Deutschlands Wehrhaftigkeit. Es gibt solche Möglichkeiten; jeder neue Tag kann sie neu schaffen.

Erklären wir aber täglich, daß wir bereit seien, die demütigen Diener der Welt zu bleiben, daß uns schon ein Kindergewehr ein Greuel ist, so werden wir stets die verachteten Lakaien bleiben, als die man uns jetzt ansieht. Wir müssen sehen, wieder eine Ziffer zu werden, die man in den Rechnungen der Weltpolitik einsetzen kann. Kein Zweifel, man wird uns dann auch wieder grüßen. W. B.

Erklärung des Deutschen Juristenbundes

Berlin, 26. Februar.

Der Deutsche Juristenbund erläßt eine Erklärung, in der es heißt:

Unerfüllbares darf kein ehrlicher Mann, darf auch kein Staat versprechen, der Vertrauen im Rate der Völker beansprucht. Das wäre ein Verfahren „wider Treu und Glauben", wider die Sitte vernünftigen Verkehrs von Staat zu Staat und wider Deutschlands Ehre. Wir Deutschen sind gewohnt, Wort zu halten. So wollen wir auch den Vertrag von Versailles erfüllen, soweit es in den Grenzen der Möglichkeit liegt, nicht weil wir uns schuldig glaubten an dem Verderben, das der Weltkrieg über Europa brachte, nicht weil auch wir als billig und gerecht anerkennen könnten, was uns auferlegt ist, aber weil wir den Vertrag geschlossen haben, ob auch unter schwerstem Druck, und weil in Deutschland nicht nur die Juristen es wissen, sondern das ganze Volk es empfindet: pacta sunt servanda. Aber gerade deshalb dürfen und wollen wir nicht offenbar Unmögliches versprechen. Unser Außenminister und seine Begleiter sollen auf ihrem schwerem Gang nach London es wissen, daß ganz Deutschland, einig wie nur in den größten Augenblicken seiner Geschichte, hinter ihnen steht in dem unbeugsamen Entschluß, nichts zuzusagen, was wir nicht leisten können. Komme, was kommen mag, lieber tot als Sklave: Das haben die Volkskundgebungen in Stuttgart, Karlsruhe und Darmstadt, das haben auch Tausende von Versammlungen und Zuschriften bezeugt. Auch wir deutschen Juristen wollen es ernst und feierlich bekunden, daß wir geschlossen hinter den deutschen Abgesandten stehen: lieber Unrecht leiden als durch unerfüllbare Versprechungen selbst Unrecht tun.

Deutscher Reichstag

* **Berlin**, 26. Februar.

Am Regierungstisch: Koch.

Auf der Tagesordnung steht zunächst eine Nachtragsetat, der der Reichsregierung eine Kreditermächtigung in Höhe von 8½ Milliarden und zwar 6 Milliarden für die Ausführung des Friedensvertrages und 2½ Milliarden für die allgemeine Reichsverwaltung gewährt. Die Vorlage wird ohne Aussprache in allen drei Lesungen angenommen.

Es folgt ein Antrag Marx (Zentrum) und Genossen, der auch von den anderen Regierungsparteien unterzeichnet ist. Danach sollen für die Bestimmung des Religionsbekenntnisses eines Kindes die Vorschriften des bürgerlichen Gesetzbuches gelten mit der Maßgabe, daß das religiöse Bekenntnis der Kindes nicht geändert werden kann. Nach vollendetem 14. Lebensjahre steht dem Kinde die Entscheidung über sein religiöses Bekenntnis zu.

Der Antrag geht an den Rechtsausschuß.

Es folgt die Weiterberatung des Reichshaushalts beim

Haushaltsplane der Reichspräsidenten.

Hierzu hat der Abgeordnete **Rosenthal** (Unabh. Soz.) eine Entschließung eingebracht, die in der Form einer Resolution die Aufhebung der bayerischen Einwohnerwehren fordert.

Ueber die Zulässigkeit dieses Antrages entspinnt sich eine lebhafte Geschäftsordnungsaussprache.

Abg. Dr. Radbruch (S. D.): Wir sind der Meinung, daß der Antrag nicht hierher, sondern zum Etat des Reichskanzlers gehört. Sachlich stimmen wir mit dem Inhalt des Antrages überein

Abg. Levi (K.): Entweder ist der Reichspräsident eine politische Persönlichkeit, dann kann er diesen Etat in Anspruch nehmen, oder er ist eine Persönlichkeit, die spazieren fährt und gelegentlich Gesandte empfängt.

Abg. Rosenfeld (USP.): Darf denn an der Person des Herrn Ebert gar keine Kritik geübt werden? Soll es wieder so werden wie früher, wo vom Kaiser auch nicht gesprochen werden durfte?

Das Haus beschließt gegen die Stimmen der Unabhängigen und Kommunisten, daß der Antrag Rosenfeld nicht auf die Tagesordnung kommt.

Abg. Kloeckner (Z.) berichtet aus dem Haushaltsplan des Reichspräsidenten. Das Gehalt des Reichspräsidenten ist auf 125 000 M., die Aufwandssumme auf 250 000 M. erhöht.

In einer Entschließung wird eine Statistik über die Prüfung der Gnadengesuche verlangt.

Abg. Hofmann (Deutsche Volkspartei): Der Artikel 50 der Verfassung hat absichtlich den Reichspräsidenten außerhalb der Parteikämpfe gestellt und die Verantwortung den Ministern gegeben. Wir brauchen daher bei diesem Etat keine politische Aussprache.

Abg. Rosenfeld (USP.): Wir waren von vornherein gegen eine Einführung eines Präsidenten, weil das zu einer republikanischen Monarchie führen könne. Bei keiner Gehaltserhöhung ist man so freigebig gewesen wie beim Reichskanzler. Wir lehnen den Etat ab. Im Reich muß es möglich sein, daß Todesurteile überhaupt nicht mehr vollstreckt werden.

Abg. Dr. Heinze (DV.): Die Kritik gegen den Reichspräsidenten in diesem Hause steht mit der Verfassung in Widerspruch.

Abg. Adolf Hoffmann (K.): Nach dem letzten Bilde vom Reichspräsidenten, daß das Entsetzen männlicher und weiblicher Jungfern erregte, ist es einigermaßen still geworden von ihm. Der Reichspräsident eignet sich nicht einmal für Witze, weder für gute noch für schlechte. Er ist in jeder Beziehung bedeutungslos geworden.

Gegen die Stimmen der Unabhängigen und Kommunisten wird darauf der Etat angenommen.

Nächste Sitzung: Montag 2 Uhr. Beratung des Entwaffnungsgesetzes. Haushaltsberatung Entlastung der Gerichte.

Schluß 2 Uhr.

Abwegige Kombinationen

wtb. Breslau, 27. Februar.

Wie die „Schlesische Volkszeitung" zur Neubildung des preußischen Kabinettes zuverlässig mitteilen kann, stand es von vornherein fest, daß Geheimrat Dr. Porsch überhaupt keinen Ministerposten übernehmen werde. Die von einigen Blättern verbreitete Meldung, daß Dr. Porsch preußischer Ministerpräsident werde, sei daher nichts anderes als eine leere Kombination. Ebenso unrichtig sei, daß man in Zentrumskreisen wünsche, das Kultusministerium zu besetzen. Wünschen wird das Zentrum das schon!

Kriegsbeschädigte als kommunistischer Sturmbock

wtb. Berlin, 27. Februar.

Der Großberliner Gau des Internationalen Bundes der Kriegsbeschädigten veranstaltete am Sonntag vormittag eine Massenversammlung im Lustgarten, an der etwa 12 000 Personen teilnahmen. Der Vorsitzende Karl Tiedt wandte sich gegen die Verschleppung der Forderungen der Kriegsbeschädigten und verlangte eine Beschleunigung der Auszahlungen der Renten. Dann bildete sich ein Demonstrationszug, in dessen Reihen zahlreiche Plakate und rote Fahnen mit Inschriften getragen wurden. Die meisten der Fahnen zeigten den goldenen Sowjetstern. Im Zuge wurde auf einer Tragbahre ein mit eisernen Kreuzen geschmückter schwarzer Sarg getragen mit der Inschrift: „Das neue Versorgungsgesetz". Der Zug bewegte sich nach dem Reichsarbeitsministerium. Unterwegs ereigneten sich zahlreiche Zwischenfälle. Der gesamte Fahrverkehr wurde lahmgelegt. Einzelne Straßenbahnführer wurden tätlich angegriffen. Zu einem Zusammenstoß mit der Schutzpolizei kam es am Alexanderplatz, wo die Demonstranten ein Lastauto mit Schutzpolizisten umzingelten. Den Ordnern gelang es schließlich, die Menge zum Weitergehen zu veranlassen. Mit „Niederrufen" auf die Schutzpolizei und Hochrufen auf die Dritte Internationale und Sowjetrußland ging es weiter. Da das Arbeitsministerium in der Scharnhorststraße von einer Hundertschaft der Schutzpolizei besetzt war, bewegte sich der Zug nach dem Invalidenhause, wo Tiedt abermals eine Ansprache hielt, die mit einem Hoch auf die Weltrevolution schloß. Dann löste sich der Zug auf.

Sport und Spiel

Westdeutscher Spielverband

Die großen Hoffnungen, die die westdeutsche Sportgemeinde auf das Treffen der repräsentativen Mannschaften von

Westdeutschland — Süddeutschland

gesetzt hatte, wurden herb enttäuscht. Das westdeutsche Renommee hat einen weiteren empfindlichen Schlag erlitten; wenn sich auch nicht die katastrophale 7:0-Niederlage von Saarbrücken wiederholte, so ist die gestrige

1:4-Niederlage

doch noch immer sehr traurig. Das Experiment mit der 2. Garnitur ist wieder einmal glänzend vorbeigelungen; es hat gezeigt, daß in spielerischem Können Süddeutschland um „Klassen" besser ist. Die süddeutsche Mannschaft — die zweifellos nicht das stärkste ist, was unsere Freunde von südlich des Mains aufzustellen vermögen — „spielte" Fußball und unsere „Elf" versuchte es. Ballbehandlung, Stellungsfähigkeit, flaches Zuspiel, schneller Start und Lauf waren bei den Süddeutschen Selbstverständlichkeit, bei uns nur vereinzelte Ausnahme. Hinzu kommt eine völlig verkehrte Aufstellung der westdeutschen Elf, die, wenn Schümmelfelder auch noch gefehlt hätte, eine Packung von erlesener Güte bekommen hätte. Barth, Hamburg, der das Spiel in vorzüglicher Weise leitete, meinte nachher: Außer Schümmelfeder käme für eine repräsentative Mannschaft von den westdeutschen Spielern nur der Linksaußen in Frage. Das Urteil ist bezeichnend. Gute Leistungen, die aber über Ligadurchschnitt nicht herauskamen, zeigten Twente als Verteidiger und Hüls als Läufer.

Ueber den Spielverlauf ist wenig zu sagen. Die westdeutsche Mannschaft trat in der bekannten Aufstellung an; Süddeutschland hatte seine Elf durch die bekannten Internationalen Schnürle, Popp und Kugler noch verstärkt. Der Kampf stand zum größten Teil im Zeichen der süddeutschen Elf, die das Spiel führte, wie sie wollte. 3 Uhr 10 Minuten Anstoß Westdeutschlands, der gleich abgefangen wird; ein kurzes Hin und Her im Felde, Vorstoß von Süd mit nachfolgendem Schuß, der knapp über die Latte geht.

West spielt aufgeregt, planlos; Süd ruhig und überlegen, tastet zunächst die gegnerische Mannschaft ab. 3 Uhr 25 gibt Schnürle eine gute Vorlage, die neben den Kasten endet. 2 Minuten später fällt aus einer Flanke von rechts das 1. Tor für Süd durch Dolland. Kurz darauf wieder eine brenzliche Situation vor dem westdeutschen Tor; Schnürle gibt am leeren Tor vorbei. Zwei totsichere Sachen für Westdeutschland, aus Durchbrüchen resultierend, werden vom westdeutschen Sturm versteibt. Pause 1:0 für Süd.

Kurz nach Wiederanstoß fällt das 2. Tor für Süd aus einer Ecke heraus; ein weiteres Tor wird als „abseits" nicht gegeben. 5 Minuten später läuft bei einem Eckball Göbler zu weit aus dem Tor und muß den 3 Treffer aus dem Netz holen; 3 Minuten später erzielt Süd seinen 4. Erfolg. 10 Minuten vor Schluß holt West durch den Linksaußen sein Ehrentor; alle weiteren Versuche, wenigstens noch ein Tor aufzuholen, bleiben erfolglos, trotz mehrfacher günstiger Gelegenheit. Der westdeutsche Sturm, insbesondere das Innenspiel, versagte vollkommen, desgleichen der linke Läufer und rechte Verteidiger, die 2 Tore auf ihrem Gewissen haben. Ueberragend in der Mannschaft, und an spielerischem und taktischem Können den besten Süddeutschen gleichwertig war Schümmelfelder, der „Turm in der Schlacht". Unsere Mannschaft gab sich die redlichste Mühe, ihr Können langte aber nicht.

*

Für das Spiel am 13. März gegen Ostholland wird die alte Pokalmannschaft in der Aufstellung

Göbler
Hastrich Palm
Flink Schümmelfeder Pohl
Hürten Stollenwerk Steinhauer Risse Lange

herausgestellt.

Westfälischer Gau

TV. Unna — SC. Minden 2:3; VfB. Bielefeld — TuSV. Hamm 2:4; SC. Münster — TV. Osnabrück 5:0.

Ruhrgau

BSV. Altenessen — Preußen Essen 1:1; Union Gelsenkirchen — Sp. Fr. 07 Essen 1:1; Preußen Wanne — Schalke 74/96 1:1; Dortmund 95 — SV. Buer-Erle 4:2; OSV. Linden — SV. Langendreer 2:0; Bochum 48 — Essener SV. 2:4.

Germania Bochum — ATV. Dorstfeld 4:0; VfB. Herrichshütte — SpF. 06 Dortmund 2:2; SC. Dahlhausen — Phönix Bochum 1:1; FC. Witten — VfL. Hoerde 1:1; Sprochhövel — Laer 4:0.

Rheingau

Kölner CfR. — Union Düsseldorf 3:0; Viktoria Köln — SV. Mülheim 4:3; Bonner FV. — Essener TV. 1:4; Jugend Düren — Alemannia Aachen 1:1.

Bergisch-Märkischer Gau

VfB. Barmen — VfB. Remscheid 3:0. Germania Elberfeld — Hamborner SV. 1:0. BSV. Solingen — ATV. Hagen 1860 0:0. SC. Düsseldorf 05 — Viktoria Duisburg 1:0. FV. Duisburg 08 — BSV. Beeck 5:2. VfB. Ruhrort — Homberger SV. 1:0. Borussia — Preußen 3:1.

*

Leichtathletik-Städtekampf Budapest—Berlin. Der Ungarische Athletik-Verband hat dem Verband Brandenburgischer Athletik-Vereine zu einem leichtathletischen Städtekampf eingeladen. Das erste Zusammentreffen soll am 10. Juli in Budapest stattfinden. Als Wettkämpfe werden Laufen über 100, 400, 800, 1500 Meter, Hürdenlaufen, Hochsprung, Weitsprung, Kugelstoßen und Diskuswerfen in Vorschlag gebracht. Jede Stadt soll zu jeder Konkurrenz zwei Bewerber stellen. Gewertet werden nur die Sieger. Zu begrüßen wäre es, wenn dieser Wettkampf mit dem bereits bestehenden Städtekampf Wien—Berlin zusammengelegt wird, um damit die sonst doppelten Reisen zu ersparen und auch die Wettkämpfer von ihren übermäßigen Starts zu entlasten.

b. Die Ausschreibung der Deutschen Waldlaufmeisterschaft 1921 gibt der Veranstalter, der Turn- und Sport-Verein Jahn-München jetzt bekannt. Der Lauf findet am 27. März (Ostersonntag) über die Strecke von 10 km statt. Die Laufstrecke führt in der Hauptsache durch den Englischen Garten nördlich des Kleinhesselcher Sees. Start ist an der Turnhalle Jahn, Ziel vor dem National-Museum. Teilnahmeberechtigt sind alle Deutschen. Der Meistertitel wird für Einzelläufer und für Mannschaften vergeben.

Deutsches Sportabzeichen. Nach den Beschlüssen der letzten Wettkampf-Ausschuß-Sitzung werden die Urkundenhefte für das Deutsche Sportabzeichen nicht mehr an einzelne Bewerber abgegeben. Die Anforderung hat vielmehr durch die Verbände bzw. Vereine des Reichsausschusses zu erfolgen; auch die Ortsgruppen sind dazu berechtigt. Bei Ausgabe des Heftes sind jetzt 15 M. zu entrichten (statt wie bisher 5 M. bei Bezug und 3 M. bei Rückempfang des vollzogenen Urkundenheftes). — Eine verkleinerte Ausgabe des Abzeichens wird auf [illegible] an die Inhaber ausgegeben. Bei Anforderung ist außer Namen und Anschrift die Nummer der Verleihungsurkunde anzugeben.

Preßgesetzlich verantwortlich:
für den politischen und wirtschaftspolitischen Teil der Hauptschriftleiter Heinrich Dieb; für die Rubrik „Westfälische Heimat" Peter Berlaud; für Anzeigen W. Grub, sämtlich in Münster.

MFA Mikrofilmarchiv der deutschsprachigen Presse e.V.

Unterhaltung und Wissen

Hinten herum!

Skizze von Kurt Kühns

Es war an einem windigen, regnerischen Winternachmittage, als der Gendarm Klauert die Landstraße hinabkam. Der Wind trieb einen feinen Sprühregen aus dem schnell ziehenden Gewölk, und der Wind fuhr in scharfen Stößen durch das kahle Geäst der hochstämmigen Pappeln, die die Landstraße säumten. Der Gendarm strich sich die Regentropfen aus dem langen, rötlichen Schnurrbart und schritt schneller aus, das Dorf zu erreichen, das mit langen dunkeln Gehöften sich vor ihm an der Straße ausdehnte.

„Herr Wachmeester!" tönte eine scharfe Frauenstimme, als er eben am Torweg des ersten Gehöftes vorbeiging. „bi Hartmanns hebben se geschlacht, glöw ick! Dat eene Schwien het geschrieen, ganz fürchterlich!"

„Na, lassen Sie's man schreien!" brummte Klauert, der sich nach seinem Dienstgang nach einer warmen Tasse Kaffee und seinen warmen Pantoffeln sehnte.

„Nee, nee, Herr Wachmeester!" beharrte die Leinertsche — die Leinerts und die Hartmanns waren sich seit der letzten Gemeindevorsteherwahl so freundlich gesinnt wie die Montechi und Capuletti —, „dor sticht wat hinner! Dat segg ick Sei!" Es war noch in den Zeiten der Fleischkarte, da Schlachtungen verboten.

Wieder brummte Klauert vor sich hin. Der alte Hartmann war ja ein Fuchs, ein ganz durchtriebener Fuchs! Klauerts polizeiliches Gewissen erwachte; er steckte seine Hoffnung auf den warmen Kaffee und die warmen Pantoffeln ein Loch zurück und lenkte seine Schritte zu dem Hartmannschen Gehöft.

Das lag breit und stattlich an der Straße. Klauert trat durch die Torfahrt; der Hof lag ganz still, nichts rührte sich, nur der Hofhund schlug an, und am Küchenfenster erschien die spitze Nase und das eckige Gesicht der Frau Hartmann.

Mit schnellen Schritten, um keine Zeit zu geben, etwas zu verstecken oder zu verbergen, trat Klauert in das Wohnhaus und in die Küche.

Mit einem freundlichen Lächeln empfing ihn die Hartmannsche, noch immer ein rüstig Weib, obwohl sie über die besten Jahre hinaus war. Klauerts Augen flogen falkengleich durch alle Ecken, wie sie eben falkengleich über den Hof geflogen waren. Nichts irgend Auffälliges war zu entdecken, weder hier noch da.

„Dat 's man en schlecht Wedder hüt!" sagte Frau Hartmann. „Un natt sünd Sei wie 'n Kater. Kummen Se, Herr Wachmeester! Drinken Se mal een!" Damit holte sie aus dem verschlossenen Eckspind eine weitbauchige Flasche und schenkte Klauert einen guten Kornschnaps ein.

Nanu, dachte Klauert erstaunt, dies geizige Frauenzimmer? Das war doch sonderbar! Nichtsdestoweniger hatte er keinen Grund, seiner Lebenslampe den schon so knappen Brennstoff noch zu kürzen. „Danke schön! Ihr Wohlsein!" sagte er und leerte das Glas.

Indem tönten schwere Tritte auf der Kellertreppe, polterten langsam herauf, und herein trat der Besitzer des Anwesens, der Bauer Hartmann, ein mittelgroßer, hagerer Mann mit grauem Schopf und einem grauen Stoppelbart, dem die eine, besonders tief gefurchte und ausgearbeitete Gesichtshälfte etwas besonders Pfiffiges gab, — er schien sich andauernd über die Harmlosigkeit seiner Mitmenschen lustig zu machen — und ein großer, knochiger Mann mit groben Zügen, dessen Augen wie die eines schlafenden Hippopotamus unter dicken Fleischsäcken vergraben lagen und wie die Gleichgültigkeit selbst in die Welt sahen. Beide waren in Hemdsärmeln und schienen, nach ihren erhitzten Gesichtern zu urteilen, aus einer Schmorhitze aufzutauchen. Etwa Wurstkessel?" dachte Klauert, — äußerlich verzog er keine Miene.

Auch Hartmann war sichtlich erfreut, den Wachmeister zu sehen. Er schlug ihm auf die Schulter. „Dat 's mal schön, Herr Wachmeester," sagte er, „dat Sie sich ook mal sehen laten. Kummen Se, drinken Se mal een'n!" Damit schenkte er das Glas zum zweiten Male voll.

Hier war was nicht richtig! Diese Vermutung wurde in Klauert zur vollen Gewißheit. Wenn solche Geizknochen freigebig werden, dann hat das was auf sich. Er lehnte dankend das Nachfüllen und das zweite Gläschen ab.

„Herr Hartmann," sagte er dann, „es handelt sich um eine Aufnahme des Schweinebestandes Wieviel Schweine haben Sie augenblicklich?"

„Drei Stück!" antwortete Hartmann und plinkerte mit der einen Gesichtshälfte.

Klauert beobachtete ihn scharf. Und Nummero Vier, das im Wurstkessel, ist kein Schwein mehr, das hat sich in seine Bestandteile aufgelöst: Schinken, Rippenstück, Eisbein, — dachte er. Warum grinste Hartmann so niederträchtig? Was war bei der Frage zu grinsen? Irgend etwas stimmte hier nicht, die Leinertsche hatte ganz recht.

„Kann ich Ihre Schweine mal ansehen?" fragte er.

„Aber joa!" erwiderte Hartmann und zog seine Jacke über, um Klauert in den Stall hinüberzubegleiten. „Mit de drei Schwiene", setzte er mit einigem Räuspern und Husten hinzu, „meent ick man de Mutterschwien. Sunsten hebb ick noch zwee so ne lütten Pölk!"

Also wieder auf faulem Pferde! dachte Klauert, der immer mißtrauischer wurde. „Na ja!" entgegnete er leichthin. Die beiden gingen in den Stall.

„Schöne Schweine!" sagte Klauert, als sie wieder herauskamen. „Die lütten Pölk sind ja auch schon ganz schön abgewachsen! Die geben mal einen Festbraten."

Tja—a—a!" grieflachte Hartmann gedehnt. Er schien noch etwas auf dem Herzen zu haben, — halb zweifelnd, halb forschend sah er Klauert an. Der hatte wieder seine undurchdringliche Amtsmiene aufgesetzt. Hartmann schüttelte für sich den Kopf und rückte die Mütze, als Klauert, die Hand an den Mützenrand legend, sich verabschiedete und schnellen Schrittes vom Hofe ging.

Auf seine warme Tasse Kaffe brauchte Klauert nicht zu verzichten, aber auf seine warmen Pantoffeln. Er war ein pflichtgetreuer und ein eifriger Beamter, vor allem ein unbestechlicher Beamter, dafür war er bekannt. Und war sein polizeiliches Gewissen erst unruhig geworden, ließ es sich durch die wärmsten Schlafschuhe nicht wieder zum Schlafen bringen.

Den ganzen Abend strich Klauert bei Regen und Dunkelheit um das Hartmannsche Gehöft. Anfangs schimmerte Licht in der Küche. Gegen 9 Uhr erlosch auch das. Der Fremde war auch noch nicht herausgekommen. Was war das überhaupt für ein Kerl? Würde sich bald zeigen, wenn sich jetzt das Hoftor öffnen und der Wagen Hartmanns herausfahren würde, darauf der fremde Kerl und unter dem Sitz das fette, verflossene Schwein. Klauert lachte grimmig. Die ganze Nacht wartete er auf diesen Augenblick — umsonst!

Endlich dämmerte der trübe Morgen. Das Vieh brüllte in den Ställen, hier und da schwankte eine Laterne über die Straße. Da gab Klauert sein fruchtloses Anstandstehen auf. Jetzt kamen sie nicht mehr. Hol der Teufel die Hartmanns, hol der Teufel die Leinertsche, hol der Teufel seinen Biereifer!

Doch er wollte wenigstens zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen und den Frühzug in Tantitow kontrollieren. Mißmutig wanderte er zum Bahnhof; der nasse Sand knirschte unter seinen Stiefeln, und im Takt klatschten die Mantelenden gegen seine Stiefelschäfte.

Wenn man schon einmal Pech hat! Kein einziger Fahrgast war erschienen. Klauert stand an der Fahrkartenausgabe und drehte seinen rötlichen Schnurrbart. Da — rollte ein Wagen vor das Bahnhofsgebäude. Klauert trat vor die Tür: Hartmann! Klauerts Augen leuchteten auf. Haben wir dich, alter Sünder?

Neben Hartmann, der die Zügel führte, saß der Fremde. Hartmann grüßte und grinste wieder auf der einen Hälfte seines Gesichtes, pfiffig wie ein Oktoberfuchs.

Klauert dankte und lächelte ebenfalls, gespannt und erwartungsvoll, als der Fremde sich jetzt entwickelte. Mit einer auffallenden Steifheit und Unbeholfenheit kletterte er vom Wagen. Herrje! war der Kerl dick! Das war ihm gestern gar nicht so aufgefallen, dachte Klauert. Jetzt kam die Hauptsache, das Gepäck! Klauert witterte wie ein Hühnerhund vor dem Wilde. Prost Mahlzeit! Nichts kam. Eine ganz kleine Reisetasche. Das war alles.

„Morjen, Herr Wachmeester!" Hartmann grinste auf der einen Gesichtshälfte wie zwei Oktoberfüchse, knallte mit der Peitsche und fuhr davon, was seine Schimmel laufen konnten.

Der Dicke aber pustete die wenigen Stufen zur Fahrkarten-Ausgabe hinauf. Sein langer Mantel stand gespreizt, als sei er auf Faßreifen gezogen!

„Na, Sie kennen noch keine Fleischnot!" sagte Klauert und gab dem Dicken einen leichten Schlag vor den Bauch.

„Erlauben Sie mal!" begehrte der Fremde auf. „Das verbitte ich mir!"

„Nun, nun! War nicht so schlimm gemeint!" knurrte Klauert.

„Das verbitte ich mir!" schrie der Fremde, der sich umso mehr erhitzte, jemehr er den Wachmeister ins Unrecht setzte. „Sie haben mich nicht anzufassen, verstanden?" Er streckte mit abwehrender Geberde den Arm aus, und aus dem Aermel flog — eine dicke, runde Leberwurst!

Klauerts Augen lachten auf in grimmiger Freude. Also doch! Haben wir dich doch, Bursche! „Bitte zur Untersuchung!" sagte er und führte seinen Arrestanten, ihn am Kragen packend, in das Dienstzimmer.

Vor dem Bauch des Dicken, der jetzt ganz dünn wurde, hing das Kammstück, in den weiten Brusttaschen die Speckseiten, in den Aermeln die Würste, in den hinteren Hosentaschen steckten (zur Verarbeitung auf tatarische Art!) die Kotelettes. Das halbe Schwein trug der Kerl an und mit sich.

Das waren die ewig schönen Zeiten der heimlichen Schlachtungen und der Zwangswirtschaft. Aber das ist lange her!

Aus dem Leben Gottfried Kellers

Der Dichter Gottfried Keller hat wenig Freunde gehabt, er lebte für sich und sprach selten mit einem Menschen, niemals aber mit jemand über seine Werke. Einer von denen, die sich Freund des scheuen, schweigsamen Dichters nennen konnten, ist der Berliner Arzt und Gelehrte, der Dichter und Philosoph Prof. Karl Ludwig Schleich. Schleich hat seine Lebenserinnerungen geschrieben und erzählt in ihnen auch von seiner Freundschaft mit Gottfried Keller. Die Erzählung ist wirklich interessant und kennzeichnet den scheuen Dichter so, daß sie bekannt zu werden verdient. „Eines Tages", so schreibt Prof. Schleich, „als unser Soloquartett gerade die Schweizer Hymne, von Attenhofer komponiert, gesungen hatte, tat sich die Türe auf, und ein [illegible], rundlicher älterer Herr trat ein und sagte: „Singet döss noch einmal! Der Text isch von mir!" Wir mußten es viermal singen. Dann setzte er sich zu uns, und eine tolle Zecherei begann. Er mußte von meiner Trinkfestigkeit einen tiefen Eindruck bekommen haben, denn nach kurzer Zeit kam er wieder in den „Gambrinus" und fragte unser Reseli: „Wo ist der Dütsche, der so wunderherrlich suffe cha?" Da saß ich und winkte. „Ich heiße Keller." Keine Erregung meinerseits. Er bat mich zu „Meise" zum Abendessen. Wieder reichliche Libation an Bacchus. Von da ab erschien der alte Herr ungefähr alle sechs Wochen, um den „dütsche Studente" abzuholen und mit ihm zu pokulieren. Einmal schrieb ich meinem Vater, es sei da ein Stadtschreiber Keller, der sich meiner sehr freundlich annehme. Mein Vater frug postwendend, ob das etwa der Dichter Gottfried Keller sei, wenn ja, so sei ich der größte Glückspilz, denn das sei für ihn nach Goethe der erste ganze Dichtermensch. Richtig, es war der göttliche Gottfried, von dem ich damals mit 20 Jahren auch nicht eine Zeile gelesen hatte. Mein Vater aber sandte mir seine gesammelten Werke und ich las nun staunend Zug um Zug alle die herrlichen Dinge. Dieser große Mann — mein Kneipphilister! — Gespannt wartete ich auf sein Wiedererscheinen, und er kam. In ganz anderer Distanz von ihm ging ich neben ihm her, schweigend, tief atemholend und fromm geworden. „Zur Meise". Ich war gut vorbereitet. Als wir saßen, nahm ich mir ein Herz und begann: „Herr Keller! Ich habe ja gar nicht gewußt, daß Sie ein so großer Dichter sind!" Da fuhr er auf: „Wennst noch an oinzig's Wort von Dichten sagst, da hau i die an Schellen. Wir chommet hier net zusamme, um von Literatur zu schwätze, sondern um zu saffa! Also halt dine Gosche!" Da saß ich mit all meinen Analysen von Novellen, Legenden und dem Grünen Heinrich, griff prostend zum Glase, und wir fanden uns im Weine wieder. Manchmal geleitete ich ihn nach Hause, und seine Schwester erwartete ihn ängstlich am Tor und schalt mich zeternd aus, so daß ich wie ein Pudel im Regen davonschlich. Dieser gewaltige Geist, in dem die tiefste Zartheit der Empfindung plötzlich in vulkanisches Toben ausbrach, der still und fleißig seine Wunderwerke spann, bis ihn eine Dämonie wie einen schäumenden Nöck aus den stillen Tiefen rief, war beim Pokulieren der schlichteste, echteste und gröbste Schweizer, der es übelnahm, wenn irgend jemand seiner Werkstatt in die Scheiben sah. Später aber haben wir doch von Literatur „geschwätzt". Er hat mir sogar ein wundervolles Wort gesagt vom Wesen der Dichtung. Einst fragte ich ihn, als er schon sänftiglich auf solche Themata einging, wie man es denn mache, daß aus allen Zeilen und Versen so die geschlossene Eigenart, das Absonderliche, die unnachahmliche Persönlichkeit herausleuchtet? „Wie wird man", fragte ich unerschrocken, „eigentlich zum Dichter?" Gottfried Keller sann lange überm Glase, und dann sagte er ganz weich und leise: „Wenn du das Wunder in dir entdeckst — dann bist du einer!" — Unwillkürlich summte es an mir vorbei: „Da halte dein Ohr dran, dann hörst du etwas!", wie es in seinem Liede vom „Milchjungen-Knaben" hieß. Ich fragte ihn später einmal, ob er die Komposition dieses seines Gedichtes von Brahms, das ich inzwischen gefunden und gesungen, kenne. Er bejahte es: aber er möge es nicht hören, er müsse dabei zu schwer weinen. Wie der „Milchjunge-Knab", so habe er eigentlich dem ganzen Leben hilflos gegenübergestanden. Es sei etwas von Fabius Cunctator in ihm. Ich dachte an die Unentschlossenheit seines „Grünen Heinrich", dem man immer zurufen möchte: „Na, denn doch vorwärts! Liebe endlich einmal los!" Dieser Gefühls- und Gedankenriese hatte die scheueste Seele, und nur wie ein Testament seiner schollengebürtigen Urkraft brach einmal lawinendonnernde Derbheit hervor. Einst erzählte er mir von seinem Aufenthalte in Berlin. Er sei im Dunckerschen Hause zum Tee geladen geweien. Lindau, Spielhagen, Hense und die ganze „kritzelnde" Dichterjugend sei beisammen gewesen. Da habe ihn jemand ganz „plump" gefragt, was er — Keller — von der jungen Berliner Literatur halte. „Weischt was ich gemacht hab? Bin ussi go, hab uff'm Flur alli di Inlinderhüet von selle Poeten und hab sie aufgetrieben! Damit bin i furt — uff Nimmawiedersehn!"

Eines Hauses Not

Roman vom Niederrhein.
Von Wilhelm Momma.

35. Fortsetzung

Und er mußte sie entbehren, sie war von ihm gegangen, und es gab keinen Weg mehr, auf dem sie sich zu ihm zurückfinden konnte.

Er stöhnte schwer und knirschte mit den Zähnen — — — — Daheim stieß er die Tür sperrangelweit auf, trat aus der Finsternis ins Licht der Lampe hinein und prallte zurück. Da stand die Lisbeth, eben erst mit der Arbeit fertig geworden, hatte sich gerade gewaschen, ihr Haar auseinandergekämmt und schlang es in vollen Knoten um den Kopf. In Hemdärmeln stand sie vor dem Spiegel, und ihre volle Brust hob und senkte sich, so wie sie die Arme reckte.

Einen Augenblick war Ernst Heynen von dem Anblick gebannt, hingerissen, war im Begriff, sie an sich zu reißen; aber dann stand das, was der Schmäher ihm vorhin auf der Landstraße ins Gesicht geschrien hatte, grell vor seiner Seele, und ihn packte die Wut.

„Du! Du!" gurgelte und stotterte er heraus. „Du — —!" Da warf sie ihr volles Haar in den Nacken, sah ihm bang ins Gesicht und entdeckte die unruhigen Lichter in seinen Augen. Sie kroch in sich zusammen wie ein gestelltes Wild, das den Todesstoß erwartet.

„Ernst!" winselte sie und wollte sich ihm an den Hals werfen.

Er stieß sie rauh von sich und spuckte aus.

„Wenn ich es dir sagen könnte, Ernst!" jammerte sie und flehte ihn an: „Hör mich doch! Du!"

Er war hart wie Stein und sah an ihr vorüber, als sei sie nicht mehr da. Und draußen heulte der Sturm immer noch: Hui! Huhu! Huuuhu! Da streifte sie hastig ihre Bluse über, schlang das Haar in losen Knoten um den Kopf und ging aus dem Hause.

Hinaus in Sturm und Wetter und in die Verlassenheit ging sie. — — — —

Als sie sich zur Tür hinausdrückte, stand er hochaufgereckt mitten im Zimmer. Dann war es um ihn und in ihm leer. — — Kurz darauf kam der Alte von seiner Reise zurück: das Herz voller Finsternis und Grauen. Sein erster Gang war hinauf zu seinem kranken Weibe. Als er wieder herabkam, fragte er nach der Lisbeth und sah dabei den Jungen scheu an, als ahne er, was vorgefallen war.

Er mußte noch einmal fragen. Da schrie der Junge auf: „Verkommen ist sie! Verkommen, wie ein schlechtes Mensch!" Dann schlugen sie beide die Hände vors Gesicht und weinten.

— — — Bis spät in die Nacht hinein brannte in Johann Hennens Haus das Licht, als säße da einer am Bett einer Sterbenden und wache. Da beredeten die beiden ihres Hauses Not.

Draußen aber heulte und wütete der Sturm.

Der Sturm war wie ein wütender Wolf und die Welt ein Höllenrachen, und Lisbeth Krall rannte ohne Weg und Steg, Kraft und Halt durch die Nacht. Der Regen goß in Strömen auf sie, ihr ins Gesicht, auf ihre Kleider, daß sie bald ganz durchnäßt war. Die Regentropfen rannten ihr aus den Haaren ins Gesicht, und mit ihnen mischten sich die Tränen, die unaufhörlich ihr aus den Augen liefen. Sie hatte den Kleiderrock über den Kopf geschlagen; es nutzte nicht viel, der Wind fing sich drein, daß sie oft fast in den Straßengraben geschleudert wurde.

So kämpfte sie sich mühsam durch Sturm und Wetter voran, ward nach drei Schritten jedesmal zwei wieder zurückgeschleudert, stöhnte und schrie ihre Not in die wilde Nacht; doch niemand hörte sie. Sie bog von der Landstraße ab, suchte sich auf grundlosen Wegen um die Stadt herum, und die Stunden waren ihr wie aneinandergereihte Ewigkeiten, die ins ewige Nichts rieselten. Hinter ihr aber war die Hölle, hinter ihr und bei ihr und vor ihr: Ueberall.

Keinen Hund jagte man bei solchem Wetter vor die Tür; so war kein Mensch unterwegs und die Welt wie ausgestorben. Um so tiefer fühlte Lisbeth Krall ihr Verlassensein. Sie war wie ein welkes Blatt, das der Sturmwind durch die Unendlichkeit des Weltalls wirbelte.

— — Nach Mitternacht durchschritt sie ein Dörflein, in dem die Leute schon zur Ruhe gegangen schienen. Nur vereinzeltes Hundegekläff mischte sich in das Heulen des Sturmes, und einmal drang aus einem Hause das Wimmern eines Säuglings an ihr Ohr. Ein winziger Lichtstrahl fiel ihr über den Weg und wand sich wie eine züngelnde Schlange an ihrem nassen Körper auf. Fürchterliche Angst packte sie; sie kreischte auf und schoß wie gehetzt voran.

Laufen! Immer laufen wollte sie, bis sie einmal nicht mehr konnte und erschöpft hinfiel. Und dann . . . dann war's aus! Dann war ihre Not zu Ende! Die Qual griff ihr ans Herz, daß es stillzustehen drohte, und sie torkelte halb bewußtlos weiter . . . immer weiter . . . Längst schon lag das Dorf hinter ihr; wie unheimliche Gestalten huschten die Bäume an der Landstraße an ihr vorüber und schreckten sie immer wieder auf. Da sah sie weitab vom Weg ein Lichtlein aufleuchten, das war ruhig und still in all dem Aufruhr wie ein liebendes Auge. Sie hielt an und sah stier und mit weiten Augen nach dem stillen Schein. Sie spürte, wie sie müde — furchtbar müde — ward, und ihre Beine sie fast nicht mehr vorantragen wollten, und folgte unbewußt diesem stillen Leuchten.

Nach langer Zeit sah sie aus der Finsternis sich eine dunkle Masse herausheben; da merkte sie, daß sie auf dem Wege zu diesem Licht war. Sie war so müde, daß ihre Gedanken schwanden, nur einer war wie ein Schimmer in ihrer Ohnmacht: „Da gibt's Ruh, da hinten! Ruh! Ruh!"

Sie bemerkte es nicht, daß sie auf einer Steinbrücke ein dunkles im Sturm gurgelndes Wasser überschritt; nur die Kälte spürte sie, die aus ihm aufstieg. Sie griff ihr ans Herz und ins Herz hinein.

Da brach sie zusammen . . .

— — — — — — — — —

. . . Im Gutshaus saß der Pächter Nobis noch mit seiner Familie beim Ofen; der Aufruhr da draußen ließ sie nicht zur Ruhe kommen. Warm und heimelich war's bei ihnen drinnen; um das Licht der trüben Lampe lag ein schlummriges Halbdämmer, in das der surrende Ofen einen trauten Schein warf. Des Bauern Mutter saß im Lehnstuhl, ihr war der Kopf müde auf die Brust gesunken. Bei des Vaters Stuhl stand der etwa zwölfjährige Junge und hörte zu, was er mit dem alten Knecht Dores erzählte. Das siebenjährige Mädchen aber hatte müde ihren Kopf in der Mutter Schoß gelegt und schlief. Wenn aber draußen der Sturm wilder aufheulte, an Dach und Fensterläden rasselte, daß das wuchtige Gebäude in seinen Grundfesten zitterte, schrak die ganze Gesellschaft auf und sah forschend hinaus. Vor den Fenstern stand die schaurig-schwarze Sturmnacht.

Plötzlich schlug draußen der Hofhund an; es war etwas Ungewöhnliches auf dem weitab von der Landstraße gelegenen Gut. Sofort setzte der Bauer seine Pfeife in die Ofenecke, griff nach seiner Mütze und ging zur Tür. Der Knecht Dores machte Anstalten ihm zu folgen.

(Fortsetzung folgt.)

MFA Mikrofilmarchiv der deutschsprachigen Presse e.V.

Münster, 28. Februar 1921

Westfälische Heimat

Beilage der „Westfälischen Tageszeitung"

Westfalens Hauptstadt.

Münster, den 28. Februar.

Die Zukunft unseres Stadttheaters.

Von der Stadtverwaltung wird uns geschrieben:

Man wird sich der schweren Kämpfe erinnern, die im vorigen Jahre mehrere Monate lang um die Fortführung unseres Theaters geführt wurden, und die mit dem Beschlusse endeten, dem Theaterbetrieb nochmals für ein Jahr die notwendigsten Zuschüsse zu gewähren. Wir sind in dem Jahre nicht weiter gekommen. Wieder stehen die städtischen Körperschaften vor der gleichen Frage wie im vorigen Jahre. Dazwischen aber haben sich die Verhältnisse abermals um ein bedeutendes verschlechtert. Als man damals dem Haushaltsplan zustimmte, hatte der Abbau der Preise eingesetzt, und man glaubte berechtigt zu sein, die wirtschaftlichen Aussichten günstiger zu beurteilen. Statt dessen begann eine neue starke Teuerung, die Materialpreise und Löhne stark anschwellen ließ. Zwar machen sich auch jetzt Anzeichen bemerkbar, daß die starke rückläufige Preisbewegung sich von Amerika und den neutralen Ländern auf Deutschland ausdehnt, aber es wäre unklug, auf den Glauben an eine Fortsetzung dieser Bewegung den Plan für die Zukunft aufzubauen. Legt man aber die gegenwärtigen Verhältnisse dem Theaterhaushaltsplan für das nächste Jahr zu Grunde, so kommt man zu Zuschußzahlen, die sich nur unter anderen Umständen rechtfertigen ließen.

Unser Theater hat nur rund 800 Sitzplätze. Trotzdem ist es sehr oft nur mäßig besetzt. Daraus ist in den Theaterdebatten der anscheinend berechtigte Schluß gezogen worden, das Theater sei überhaupt nur für einen sehr kleinen Teil der Bürgerschaft da, und aus diesem Grunde lasse es sich nicht rechtfertigen, die großen Zuschüsse aus allgemeinen Steuermitteln zu bewilligen. Es gilt zu zeigen, daß dieser Schluß nicht berechtigt ist. Zweifellos kommen weite Kreise der Bürgerschaft deshalb nicht ins Theater, weil die Preise für sie nicht erschwinglich sind. Aber auch gewichtige andere Gründe liegen vor.

Der Spielplan, der jetzt im Wesentlichen sich nach den Einnahmemöglichkeiten richten muß, befriedigt viele nicht und läßt ihr Interesse am Theater erkalten. Diese Nöte sind der Ausbreitung des Gedankens der Besucherorganisation, der Theatergemeinde günstig gewesen, der in vielen Städten schon große Erfolge zu verzeichnen hat. Nur mit seiner Hilfe werden sich auch unsere Theaterverhältnisse bessern lassen, wird eine dauernde Schließung des Theaters verhindert werden können.

Entstanden sind freilich die ersten Theatergemeinden nicht aus der Not der Theater, sondern aus der Not der Besucher, die sich nicht mit der Theaterkost begnügen wollten, die ihnen der Theaterleiter allein oder doch ein ganz kleiner Kreis von Personen vorschrieb. Sie forderten, daß die Besucher selbst maßgebenden Einfluß auf den Spielplan erhalten sollten. Diese Forderung ist aber nur dann berechtigt, wenn die Besucher zusammen auch das Risiko eines Spielplans, der nach ihren Wünschen aufgestellt ist, tragen. Es müssen sich also die Besucher zusammenschließen und die notwendigen Einnahmen sicherstellen.

Auf der Grundlage dieses Programms haben sich zwei Organisationen gebildet. Die ältere ist die in den 90er Jahren in Berlin von den Gebr. Hart gegründete „Freie Volksbühne", heute „Verband freier Volksbühnenvereine". Der Verband, der sich an die freien Gewerkschaften anlehnt, hat ein eigenes Theater in Berlin, er hat ferner in Berlin und anderen Städten weitere Theater gepachtet und betreibt sie selbst. Der jüngere, aber in starker Entwicklung stehende „Bühnenvolksbund" in Frankfurt a. M. hat als sein Programm aufgestellt: Die Pflege des Theaters auf christlich-nationaler Grundlage. Die Stadtverwaltung hat mit beiden Organisationen Verhandlungen aufgenommen, und beide haben sich bereit erklärt, zur Gründung von Theatergemeinden behilflich zu sein. Sie werden binnen kurzem sich an die Bürgerschaft wenden und zur Gründung oder zum Beitritt auffordern.

Der Aufbau ist so gedacht, daß jede der beiden Organisationen eine eigene Theatergemeinde gründet, in der sich die der Organisation auf Grund ihrer Weltanschauung Nahestehenden zusammenfinden. Beide Theatergemeinden sollen dann zusammen einen Arbeitsausschuß bilden, der in Verbindung mit dem städtischen Theaterausschuß den notwendigen Einfluß der Theatergemeinden auf das Theater ausübt. Je stärker die Theatergemeinden sind und je mehr sie durch ihre Einnahmen das Theater stützen, umso größer wird natürlich ihr Einfluß auf die ganze Gestaltung der Theaterverhältnisse. Es wäre verfrüht, jetzt schon ins Einzelne gehende Ausblicke zu tun, aber die Erfolge der Theatergemeinden in anderen Städten lassen weitgehende Erwartungen berechtigt erscheinen. Es kann viel mehr Liebe und Arbeit auf die Einstudierung verwendet werden, da eine größere Anzahl von Wiederholungen sichergestellt ist. Eine der ersten Ziele wird die stärkere Pflege des Schauspiels sein, das jetzt infolge des schlechten Besuches zu sehr in den Hintergrund getreten ist.

Die Hauptaufgabe der Theatergemeinden, das Theater der breiten Bürgerschaft nahe zu bringen, läßt sich nur auf der Grundlage billiger Preise lösen. Der billige Preis wird dadurch erzielt, daß die jetzt durchschnittlich unverkauft bleibenden Plätze regelmäßig abgenommen werden, daß also das Theater eine Einnahme erhält, die bisher nicht einkam. Es wird nur ein Teil der Plätze an die Theatergemeinden abgegeben, der Rest wird zu den üblichen erheblich höheren Preisen an der Kasse verkauft. Je mehr Plätze die Theatergemeinden abnehmen, umso mehr beste Plätze erhalten sie natürlich. Grundsätzlich kommen aber nur gute Sitzplätze in Betracht. Die Plätze werden zum ersten Male unter den Mitgliedern verlost und jedes Mitglied erhält dann in regelmäßigem Wechsel Plätze der verschiedenen Arten.

Berechnungen in anderen Städten haben ergeben, daß, wenn die Theatergemeinden 7—8000 Mitglieder zählen, der Platz zum Preise von etwa 5 Mark abgegeben werden kann. Da unser Theater nur wenig Zuschauer faßt und die Betriebskosten künftig erheblich steigen werden, so muß vielleicht ein etwas höherer Betrag zu Grunde gelegt werden. Für den einfachen Monatsbeitrag erhält das Mitglied das Anrecht auf eine Vorstellung im Monat. Wer öfter das Theater besuchen will, kann dies durch doppelten, drei- oder vierfachen Monatsbeitrag erreichen.

Die Stadtverwaltung überläßt die Gründung und Organisation der Theatergemeinden völlig der Initiative der Bürgerschaft. Sie wird aber diesen Gründungen wohlwollend und fördernd zur Seite stehen, da sie in ihnen den einzigen Weg zu einer finanziellen und künstlerischen Gesundung unserer Theaterverhältnisse sieht. Jetzt ist es an der Bürgerschaft, zu zeigen, daß in Münster eine große Gemeinde von Theaterfreunden besteht, die gewillt sind, das Ihrige zu tun, um die Zukunft des Theaters sicherzustellen.

---

hk **Von der Universität.** Dem Vernehmen nach hat Dr. Erwin Madelung in Münster den Ruf auf den Lehrstuhl der theoretischen Physik an der Universität Frankfurt a. M. als Nachfolger M. Borns angenommen.

w **Wieder zu den Eltern zurückgekehrt** sind die beiden 13- und 12-jährigen Knaben, deren Verschwinden wir in unserer Sonntagsnummer mitteilten. Sie waren von Donnerstag ab bis Hamm gewandert, hatten sich dann aber eines Besseren besonnen und eingesehen, daß es doch zu Hause am besten war. Am Samstag abend stellten sie sich wieder ein.

Verbreitungsbezirk.

lt **Buer-Erle**, 28. Febr. (200 000 Mark Postgelder unterschlagen). Der Postgehilfe Quabisch hatte am 21. d. Mts. Urlaub zum Besuche seiner Verwandten genommen. Als er nach Ablauf des Urlaubs nicht zurückkehrte, schöpfte man Verdacht und prüfte die Postkasse nach. Bis Samstag abend war ein Fehlbetrag von 200 000 Mark festgestellt. Man nimmt an, daß Quabisch nach Unterschlagung dieses Geldes ins Ausland geflüchtet ist.

Sport.

Fußball.

S.-C. Münster — T.-V. Osnabrück 5:0 (2:0).

S.-C. Münster hatte Sonntag nachmittag auf seinem Platze den Osnabrücker zu seinem letzten Meisterschaftsspiel als Gegner. Das Resultat hatte keiner erwartet, der den O.T.V. von früheren Spielen her kannte. Beide Mannschaften legten sofort ein schnelles Tempo vor. Die Angriffe wechselten schlagartig, wurden aber meistens durch „Abseits" unterbrochen oder endeten bei der Verteidigung. Der Münster Sturm zeigt sich langsam dem gegnerischen, in dem Strubbe fehlt, überlegen, kann aber erst nach der 30. Minute das erste Tor erzielen. Kurz vor Halbzeit kommt der Sturm nochmals gut durch, der Torwart wehrt ab, verliert aber den Ball und muß ihn passieren lassen. Nach der Halbzeit wollen die Osnabrücker aufholen. Sie legen ein flottes Tempo vor. Der Schiedsrichter muß häufig Strafstoß geben und verweist schließlich den Mittelläufer O.T.V.'s vom Platze. S.-C. Münster hat etwas nachgelassen, bleibt aber trotzdem leicht überlegen. Der Osnabrücker Sturm kann sich bei der Münster Verteidigung nicht zurechtfinden und geht leer aus, während die schußfreudigen Einheimischen noch dreimal Erfolg haben.

V. f. R. Osnabrück — F.-C. Gronau 2:0.

Wohl die größte Ueberraschung des sensationsreichen Sonntags. Durch diesen Sieg kommen die in letzter Zeit wesentlich spielstärkeren Rasenspieler vom Tabellenende weg.

Sp.-V. Osnabrück — Borussia Rheine 5:2.

Trotz dieses überraschenden Sieges bleibt Sportverein mit einem Torverhältnis 25:67 am Ende des „Kursgettels" stehen.

Vereins-Anzeiger.

S.-C. Preußen 06 e. V.: Montag 8.30 Uhr Spielausschußsitzung (Bullermann). Dienstag 6 Uhr Jugendversammlung (Bullermann). Mittwoch: 3 Uhr Fuß- und Handballtraining. Donnerstag: 8.30 Vorstandssitzung (Bullermann). Freitag 8.30 Uhr Monatsversammlung (Bullermann). Samstag 8.15 Uhr Turnen (Städt. Gymnasium). Sonntag: Spiel um die Gaumeisterschaft gegen Arminia-Bielefeld (Abfahrt der Züge, Ort und Zeit wird Mitte der Woche bekannt gegeben).

Theater — Musik — Kunst.

Der Westfälische Kunstverein im Februar.

Nach der Plakat-Ausstellung sind die Ausstellungssäle im Landesmuseum nun wieder der „reinen Kunst" geöffnet. Nach der Ueberfülle der dicht behängten Plakatwände, deren Blätter so lebhaft auf den Besucher eindrängten, daß in den Sälen selbst bei stärkerem Besuch immer eine auffallende Ruhe herrschte, jetzt wieder Werke des Bildners, des Malers, des Graphikers in ruhiger Isolierung über die Wände verteilt. Im Kuppelsaale beherrscht der Bildhauer Carl Moritz Schreiner aus Düsseldorf den Gesamteindruck. Schreiner hat schon während des Krieges im Kunstverein ausgestellt und Anerkennung gefunden. Heute zeigt er die Schöpfungen der letzten beiden Jahre. Auch er als Zeitgenosse hat sich den Formen für den seelischen Ausdruck unserer Tage nicht entziehen können und entziehen wollen. Von Lehmbrucks Schöpfungen her sind wir an solche figürliche Schöpfungen, die Träger seelischer Stimmungen sind, gewöhnt — naturgemäß braucht man länger, um sich in derartige Kunstwerke einzusehen, sich daraufhin ein- und umzustellen. Nicht jedem wird es gegeben sein, den subjektiven Symbolismus solcher Kunst nachzufühlen, mancher wird sich bereits an unnatürlich verlängerten Gliedmaßen entrüsten, in der Vorliebe des Bildners, die Augen bis auf die Kopfseiten zu ziehen, Mängel finden. Erst hinter diesen Aeußerlichkeiten wären aber die Gefühlswerte der Bildwerke zu finden, die bei öfterem Anschauen immer neu und immer stärker auf den Beobachter einwirken: Madonnen, an deren überlangem Oberkörper gemessen das Kindlein umso liebebedürftiger, umso verehrungswürdiger erscheinen muß. Neben diesen Reizen der Mimik Feinheiten des Konturs, der Profillinie wie im „Kleinen Kopf mit Schultern", wo die Verwandschaft des Schönheitsideals unserer Zeit mit dem der knospenhaften herben Mädchenköpfe der italienischen Frührenaissance offenbar wird. Diese Fähigkeit Schreiners, den Umriß zu beseelen, spricht sich besonders in den Bronzestatuetten der „Kleinen Schreitenden" und „Müller auf Esel" aus, die wohl vor den übrigen Werken Anklang finden dürften, ebenso in der Zeichnung „Drei Mädchen" mit den kubisch zur Gruppe zusammengelagerten Körpern. Schreiners Begabung scheint mir zum Relief hinzudrängen.

Zwischen den Bildwerken Gemälde, Zeichnungen und Radierungen von Margarete Aldinger, der Gattin Schreiners. In den Gemälden Formaufbau und seelische Wirkung durch die Farben, in den Radierungen sprechen die Linien, das Helldunkel von Licht und Schatten. Für die strenge gedankliche Richtung der Künstlerin zeugen bereits die Themen: Grablegung, Kirchhof, Irrenhaus, Illustrationen zu Dostojewski.

Gegenüber diesem Ernst in der seelischen Verfassung in den Kabinetten Farbe und Licht, die aus den graphischen Blättern Carl Alexander Breudel's (Frankfurt-Oder) scheinen. (Zur Freude des Publikums sicher). Farbenholzschnitte, in fast litographiehafter Farbengebung. Mir persönlich erscheinen am meisten gelungen die Blätter, bei denen durch Beschränkung auf wenige Farben eine etwas strengere, die dem Holzschnitt eigentümliche herbere Wirkung erzielt wird, wie beim Breslauer Nepomuk, Sommerabend und Abend im Park. Der Breudel eigene Farbenreichtum an zarten japanisierenden Tönungen vielleicht am stärksten im Morgen mit seinen Lichterscheinungen, aus denen sich der Wagen des Sonnengottes und die schlummernde Aurora erkennen läßt. In der letzten Kose Federzeichnungen von Ferdinad von Lampe (Hamm). Er ist Graphiker und Satiriker, er zeigt politische Zeichnungen und Karrikaturen, Exlibris und andere Nutzgraphik, die durch launige Abwandlungen einnehmen.

So haben beide Februar-Ausstellungen des Kunstvereins genug Beziehungen und Verbindungen zum Leben und zur Kunst. Vielleicht war manchem Besucher die angewandte Graphik der Plakatkünstler zu viel Leben und zu lebendig — es stellte sich aber gleichzeitig heraus, daß auch für diese seltener gezeigten Kunstgattungen sehr viel Verständnis vorhanden war, sodaß die in der Ausstellung oft ausgesprochene Frage, ob der Kunstverein in ähnlicher Art nicht weitere Uebersichten bieten wolle, die die anderen Arten angewandter Graphik von der Besuchskarte, vom Exlibris bis zur Zeitungsanzeige, bis zur Werbemarke vorführen, dem westfälischen Kunstverein hiermit weitergegeben sei.

Dr. Uebe.

„Palmen's" Fußballstiefel
mit dem Adlerstempel, haben Weltruf.
„Palmen's" Fußballhüllen
mit dem Adlerstempel, von Fußballspielern bevorzugte Marke.
„Seuwenia" Fußballstiefel
die Qualitätsmarke.
Fußballblasen, Gummiknieschützer, Fußballstutzen.
Schuhhaus Hölscher
Spiegelturm 3 - Fernruf 2597
zwischen Dom und Ueberwasserkirche.

Nationalverband Deutscher Offiziere.
N. D. O.

Es ist beabsichtigt, eine Ortsgruppe des N. D. O. in Münster zu gründen.

Die hiesigen Mitglieder des N. D. O. und **alle Offiziere, Sanitäts-, Veterinäroffiziere und oberen Militärbeamten, sowie Offizieraspiranten des Friedens-, Beurlaubten- und Ruhestandes,** die beabsichtigen, dem N. D. O. als Mitglieder beizutreten, werden gebeten, zur

Gründung einer Ortsgruppe Münster

am 2. März ds. Js. 8¼ Uhr nachmittags im Mathäser zu erscheinen.

Die Beteiligung der Damen ist sehr erwünscht. Auch kann jeder unbescholtene Deutsche, der von einem Verbandsmitglied eingeführt wird, als außerordentliches Mitglied zugelassen werden.

RT
ROLANDTHEATER
Spielplan von Freitag bis Montag einschl.
Bruno Kastner
in seinem hervorragendsten und gewaltigsten Sensations- u. Liebesroman, den der beliebte Darsteller während seiner Künstlerlaufbahn herausbrachte
Betitelt
Der König von Paris
I. Teil.
Nach dem gleichnamigen und hochinteressanten Pariser Roman „Der König von Paris". Einer der größten Abenteurer des modernen Lebens.
Wir empfehlen dringend den Besuch des I. Teils: „Der König von Paris". Bruno Kastner wird im II. Teil persönlich anwesend sein.
Außerdem wirken mit die beliebten Künstler:
Olga Limburg, Franz Schönfeld.
Sein letzter Trick
Detektivfilm in 5 Akten.
In der Hauptrolle: Heinrich Peer. Ein famoser aufregender Detektivfilm, in dem Heinrich Peer als Detektiv Jack Hull hervorragendes leistet.
Außerdem die neueste
Meßterwoche.
Beginn: Wochentags 3 Uhr, Sonntags 2½ Uhr, weitere Vorstellungen 5 u. 8 Uhr

Stadt-Theater
Münster i. W.
Montag, den 28. Febr., abends 7½ Uhr:
Vorstellung des Theatervereins.
„Der heilige Nepomuk"
Dramatische Dichtung in 1 Aufzuge von Ilse von Stach-Wackernagel.

Gasthof oder Hotel
bei hoher Anzahlg. und mögl. bald. Uebernahme ges. Gefl. Angeb. erbitten unter R. 164 „Stella", Ann.-Exp. Hannover, Eckerstraße 15.

Pferdehaare Schweinehaare
kauft laufend auch in kleinen Mengen zu hohen Preisen
G. A. Heidacker,
Bürstenfabrik
Geiststraße 76/78, Aegidiistraße 38.

Hüte
für
Herren
und
Damen
zum
Umpressen, Umnähen, Färben
und
Reinigen
übernimmt
Münsterische Hutfabrik
Bohlweg B
Telefon 3015.

Autofahrten
Fernruf 3018
Brinkrolf